

der Ansicht, daß es der Leser nicht so genau nimmt? Sie möge versichert sein, er tut es.

Wer sich bei den kleinen Enttäuschungen aufhält, die ihm beim Durchblättern der Bände widerfahren, entzieht sich offenbar dem Wunsche des Herausgebers, die Sammlung als Ganzes zu wägen. Nun wäre es ungerecht, nicht der Nöte zu gedenken, die ihn bei der Zusammendrängung eines ursprünglich weiter gefaßten Programms heimgesucht haben. Trotzdem muß auf einige Gleichgewichtsstörungen hingewiesen werden, die dem Ganzen merklich Abbruch tun. Von der Unvermeidbarkeit einer Lücke ist ein Kritiker immerhin zu überzeugen, sofern er sieht, daß bei der Zusammenstellung ein sachliches Prinzip am Walten war. Die Auslese der „Geschichte in Gestalten“ gibt mehr als einmal unlösbare Rätsel auf. Der Streit geht gewiß nicht um die einsamen Baumriesen im Walde der Historie, sondern um das, was sie beschatten. Und da will es scheinen, als ob unter den ragenden Wipfeln doch reichlich Unterholz gepflanzt wurde, das manchem höheren Stamm den Platz versperrt. Unerfindlich ist, wieso das Interesse des Lexikons für die römischen Päpste mit dem Tode Leos X. (1521) schlagartig erlischt. Das ist schon deswegen erstaunlich, weil im Werbetext auf dem Rücken- deckel die Tiaraträger als dekorative Kontrastfiguren in einer recht bunten Gesellschaft ihren Mann zu stellen haben. Für die letzten vier Jahrhunderte wird von diesem Teil des Reklamespruchs bis auf flüchtige Nebensätze nichts mehr eingelöst. Diese Übergehung stimmt nochmals nachdenklich angesichts des Gedränges auf der Schaubühne der Neuzeit, wo sich genug Statisten tummeln, die keineswegs mit der großen Elle gemessen werden dürfen.

Ebenso fühlbar sind Lücken im säkularen Bereich. Wenn Pilsudski und Gömbös behandelt wurden, durften Masaryk, Benesch und Mannerheim nicht fehlen. Halder und Guderian sind Beiträge gewidmet, der gewichtigere Manstein jedoch wurde übergangen. Wie ihm ergeht es dem amerikanischen Oberkommandierenden im 1. Weltkrieg, Pershing, sowie dem Rommelbezwinger Montgomery. Die Erinnerung an Lawrence von Arabien wachzu-

halten, wurde vorerst noch der farbigen Breitwand überlassen. Zu frischen Gedächtnisehren kommt die englische Suffragettenführerin Pankhurst, die stillere Florence Nightingale hat es dagegen nicht geschafft. Unter den Bauernkriegsführern hat ein gewisser Hipler Florian Geyer den Rang abgelaufen. Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben werden die Mitteleuropäer mit einem Gewerkschaftspionier namens Gompers bekanntgemacht, nach Henry Ford jedoch halten sie vergeblich Ausschau.

Über das Jahr 1945 hinaus sind nur Persönlichkeiten berücksichtigt, die schon vor diesem Zeitpunkt „eine geschichtlich fraglos bedeutende Lebensleistung zum Abschluß gebracht hatten“ (I, 9). Diese kann, wie das Beispiel Kurt Schumachers lehrt, unter günstigen Umständen schon mit einem Reichtagsmandat angebahnt sein. Wer sein Licht unter den Scheffel der Kommunalpolitik gestellt hatte, tut sich da erheblich schwerer. Freilich ist der einstige Oberbürgermeister von Köln selbst schuld daran, daß er so lange verbarg, was er sich fürs Pensionsalter noch alles vorgenommen hatte.

Reichhaltig, lesbar und erschwänglich wird dieses Nachschlagewerk in der Hochkonjunktur des Sachbuchs zweifellos seinen Käuferkreis finden. Ein Neudruck wird also nicht lange anstehen. Über dem Verkaufserfolg sollten Verlag und Redaktion indessen nicht vergessen, daß die Zustimmung zunächst einmal dem Einfall gilt. Damit sie ungeteilt auf den Inhalt übergreife, wäre es wünschenswert, aus der Resonanz des Publikums neben verdienter Anerkennung noch etwas anderes herauszulesen, die Verpflichtung zum zweiten Anlauf.

Ludwig Volk SJ

Ein italienischer Bestseller

Es ist eine alte Wahrheit: Bücher sind häufig nicht erfolgreich wegen ihres besonderen künstlerischen Wertes, sondern weil sie einem geheimen oder offenkundigen Bedürfnis der

Allgemeinheit entgegenkommen, einen Nerv treffen. Die einen erreichen es, weil sie wie eine aufpeitschende Droge wirken, die anderen, weil sie einem Beruhigungsmittel gegen allergische Erscheinungen gleichkommen. Bisweilen steht man verblüfft vor dem Auflagenindex der Neuerscheinungen eines Jahres und fragt sich, warum bei diesem oder jenem Titel die schwindelnde Höhe der Verkaufsziffer symptomatisch ist.

Greifen wir eines aus dem italienischen Buchprogramm von 1962 heraus, das im Herbst auch in Deutschland erschienen ist¹: Giorgio Bassanis „Il Giardino dei Finzi-Contini“ – Die Gärten der Finzi-Contini – erschienen bei Einaudi, Turin. Es hat inzwischen die für Italien beileibe nicht alltägliche Auflagenhöhe von zweihunderttausend erreicht und wurde mit dem Premio Viareggio ausgezeichnet. Ein Garten und ein Haus in diesem Garten sind der konkrete und zugleich symbolische Schauplatz dieses Romans. Er beginnt: „Seit vielen Jahren schon wollte ich über die Familie der Finzi-Contini schreiben – über Micòl, Alberto, den Professor Ermanno und die Signora Olga – und über all diejenigen, die kurz vor dem Ausbruch des letzten Krieges das Haus am Corso Ercole d'Este in Ferrara bewohnten oder gleich mir oft besuchten.“ Der Autor, selbst jüdischer Abstammung, erzählt von seiner Freundschaft mit der jüdischen Familie, von dem Leben, das sie in jenen Jahren führten in einer Stadt, die seit den Zeiten der Este als eine Hochburg der Toleranz bekannt ist.

Ein Park, dessen hohe Mauern abschirmen gegen den wilden Strom des Tagesgeschehens, unter dessen alten Bäumen man leben kann „als ob nichts wäre“, nichts außer den eigenen Interessen, Gedanken, Gefühlen, Vorlieben – so etwas gibt es nicht selten in der Literatur. Man könnte sagen, solche Parks stehen bisweilen für die wehmütige Beschwörung „goldener Zeiten“, oft aber auch als milderer Sinnbild für jene gläsernen Berge der Märchen, in die jemand von bösen Feen hineingehext wurde,

bis ein Mensch von besonderer Gefühlskraft, Güte und Ausdauer ihn wieder daraus erlöste. Beides, Park oder gläserner Berg, steht symbolisch für einen Akt der Isolierung, des vom realen Leben Absonderns, der freiwillig oder unfreiwillig, bewußt oder unbewußt vollzogen wird.

Synonyma für erzwungene oder selbstgewählte Verhaltensweisen dieser Art verfehlen meist nicht ihre magische Wirkung, weil sie einem Bestreben des Menschen entsprechen: dem Bestreben auszuweichen, zu vermeiden, was belasten, Verantwortung erzeugen, schmerzhaft oder gar demütigende Prozesse in Geist und Seele bewirken könnte. Der Mensch ist nun einmal, ohne es zu wissen, im allgemeinen süchtig nach der Droge des Widersachers, die ihm eine fortwährende, partielle Narkose verschafft, ihn unempfindlicher macht, ihm hilft, Unangenehmes erst gar nicht in sich hineinzulassen, es zu ignorieren. Jeder hat gerne seinen eigenen Park oder gläsernen Berg, in den er sich zurückziehen kann, sei es, weil es seiner Natur entspricht, sei es, weil die Umstände es ratsamer erscheinen lassen: instinktive oder bewußte Schutzmaßnahme. Wir wissen, daß solche „Schutzmaßnahmen“ kennzeichnend sein können für eine Epoche und das Gros derer, die sie erleben.

Bassanis Buch ist ein typisches Beispiel für diese Art Leben in der Selbst-Isolierung oder Betäubung, und es ist zugleich Wasser auf die Mühlen all derjenigen, die die Erinnerung an eine gewisse Phase der europäischen Geschichte gern im verborgensten Fach eines Safes hinterlegen möchten, für das niemand mehr die Parole des „tue dich auf“ weiß. Es sei denn, einer fände die Weise, den Dingen, von denen man nicht mehr gern wissen will, jene Seite abzugewinnen, die in gewissem Sinne vergoldet, rechtfertigt, die der Erinnerung den Stachel des Zwangs zur Katharsis nimmt.

Über Bassani schrieb ein Kritiker: „Die Wirklichkeit bezaubert ihn, aber sie weigert sich ihm.“ Zwei andere Bücher, die fast zur gleichen Zeit erschienen und ebenfalls die Jahre des Faschismus wachrufen, haben nicht im ent-

¹ Piper: München 1963. 359 S. Lw. 17,80.

ferntesten den gleichen Erfolg wie das seine: Ruggiero Zangrandis „Il lungo viaggio attraverso il fascismo“ – Die lange Reise durch den Faschismus –, von Mondadori veröffentlicht, bisher etwa fünfzigtausend Auflage, und Mario Tobino: „Il Clandestino“ – Der Widerstandskämpfer – verlegt bei Feltrinelli, bisher etwa hunderttausend Auflage. Beide sind nicht unbequem anklägerisch, aber bemüht, Wurzeln aufzudecken, zu erklären und zu klären. Mit einigem Realismus gehen sie die reale Gegenwart jener Epoche an. Tobino wurde mit dem Premio Strega ausgezeichnet, ein Beweis, daß er literarisch ernst zu nehmen ist und ernst genommen wird.

Bassani ist als Literat sehr viel anämischer als diese beiden. Und doch schlägt die Auflagenhöhe seines Buches, das die Erinnerung an ein intellektuell und reflektiv geführtes Leben aufzeichnet, die Verkaufsziffer von Tobinos Buch über ein sehr viel realer gelebtes Leben, das ein Minimum an Reflexionen aufweist. Das macht besonders stutzig bei einem als unreflektiv bekannten Volk, dem im allgemeinen der voll gelebte Augenblick wichtiger ist als ein noch so angenehm serviertes Konzentrat.

Bassanis Buch ist nicht einmal ein Konzentrat. Es ist vielmehr ein zwar sehr kultiviert geschriebener, aber oft langatmiger Bericht: Er kennt die Finzi-Contini-Kinder von klein auf aus der Ferne, kommt in den Familienkreis, als infolge der Achse Deutschland-Italien auch auf der Mittelmeerhalbinsel die Rassegesetze verschärft wurden. Wenn auch in Ferrara ein so loyales Klima herrscht, daß selbst die Figur des Gauleiters von 1938 noch etwas davon spüren läßt, so war doch vieles durch die Verschärfung problematischer geworden. Ein großer Teil der „Abseitsstehenden“ und sogar jüdischen Versippten war noch 1933, als Mussolini den „Agnostikern und Gegnern von gestern weit die Arme öffnete“, in die Partei eingetreten. Die stammesbewußten Juden aber zogen sich ganz zurück, lebten in strenger, für lange Zeit sogar freiwilliger Isolierung. Die Finzi-Contini gehörten zu dieser Gruppe, zele-

brierten ihre Riten zum Kippur und Passah-Fest in einer kleinen alten, auf Wunsch des Familienoberhaupts restaurierten Kapelle und hielten ihr Haus nur offen für die ganz Getreuen. Im Park spielt man Tennis, trinkt Tee, diskutiert über philosophische und literarische Themen, auch Mussolini und der Bolschewismus kommen an die Reihe. Aber alles bleibt in einer Art luftleerem Raum, trotz mancher Bezüglichkeiten zum Alltag ohne Bezug zum europäischen Geschehen jener Jahre. Der Protagonist – der Autor – hat eine starke Zuneigung zu Micòl, der intelligenten, kapriziösen Anglistik-Studentin „mit den wirren blonden Haaren“ und findet auch Gegenliebe. Aber die verhaltene zarte Bindung, die so viel Zukunft verspricht und bewältigen könnte, stirbt an der intellektuell sterilen Atmosphäre aus Dekadenz und unausgesprochener Ahnung zukünftigen Unheils. Jahre später hört der Erzähler, daß Micòl und ihre Eltern in ein deutsches Konzentrationslager verschleppt wurden und dort umkamen. Aber das ist nur eine Notiz im Epilog. Das Ganze ist, wie ein italienischer Kritiker es nannte, „ein mnemonisches Idyll“ – ein Idyll der Erinnerung. Und dieses Urteil wird ergänzt durch das eines anderen, jüdischen, Literaturkritikers: „Diesen zwischen Sein und Ewigkeit schwankenden Gestalten ist Erinnerung an die Dinge wichtiger als ihr Besitz. Auch wenn dieser Agnostizismus gewollt sein und als Ausdruck der seelischen Malaise eines Judentums verstanden werden sollte, das sich auf dem Wege zur Emanzipation jäh von der faschistischen Massenpolitik unterbrochen sah, so kann doch an der Unausgewogenheit und charakterschildernden Unvollkommenheit kein Zweifel sein.“

Der Roman hat also, außer der stilistischen Finesse und Meisterschaft – die jedoch in Bassanis früheren Erzählungen weitaus dichter und organischer anmuten – wenig von all dem, was man für einen Bestseller voraussetzt: nichts von Musils „Selbstkonfrontierung am offenen Horizont“, nichts vom lebendigen Atem der wahrhaftig mit Erregendem geschwängerten Jahre zwischen 1935 und 1943; er nimmt nur indirekt Stellung und hat nicht einmal Gestal-

ten, die mehr als intellektuell umrissene Schattenbilder wären. Es fehlt die intensive Problematik und innere wie äußere Dramatik all derer, die damals in die Isolation gedrängt wurden. Der Roman ist eher ein Beispiel für die sogenannte „innere Emigration“.

Die „Gärten der Finzi-Contini“ – deren ganze zwei Seiten einnehmender Epilog über das konkrete Schicksal der Familie leicht übersehen werden kann nach zweihundertneunzig Seiten „mnemonischen Idylls“, die aber als „Roman einer jüdischen Familie“ angekündigt werden – mahnen gar nicht, lassen den Gedanken, daß eine moralische Notwendigkeit, das eigene Verhalten zu überprüfen, bestehen könnte, höchstens für ungewöhnlich sensible Geister aufkommen. Die meisten werden wie ein wohl-tuend lauwarmes Bad empfinden, was ein internationaler Literatur-Agent für sie in Worte faßte: „Da sieht man's doch, wie die Juden noch zu jener Zeit leben konnten und lebten.“

Mit diesem Satz ist der psychologische Schlüssel gefunden: nach den vielen attackierenden Tatsachenberichten, Romanen, die mehr oder weniger verhüllt die präzise Forderung stellen, sich in aller Realität klarzuwerden über das, was da geschah und wie man sich selbst verhalten hat, ist hier ein Buch, das – bestimmt völlig unbeabsichtigt – das Schneckenhaus, den gläsernen Berg, den Park der Absonderung legalisiert. Es ist nicht von Belang, daß sich die Geschichte in einem der zu jener Zeit äußerst raren Zentren der Toleranz abspielt, daß der Autor seine persönliche Erinnerung an Freunde, die nicht mehr sind, vor dem endgültigen Verblissen bewahren und den schmerzlichen Zauber jener Stunden, die schon den Tod in sich bergen, noch einmal beschwören wollte. Daß es so etwas damals gab, wie im Park der Finzi-Contini zu leben, ist wichtig und kommt einer Wundermedizin gleich. Sie nimmt den Publikationen über Millionen andere Menschen, die von allen Furien der Hölle bedrängt und in den Tod gejagt wurden, den Stachel.

Bassani hat das, wie gesagt, sicher nicht beabsichtigt, ja nicht einmal im entferntesten

daran gedacht, daß sein Buch eine solche Wirkung haben könnte. Es ist anzunehmen, daß es ihm, außer um die Bewahrung vor dem von Tag zu Tag dichter werdenden Nebel des Vergessens, darum ging, die Problematik seiner Rasse abzutasten, die seit Jahrhunderten immer wieder brutal in die Defensive gestoßen wird und dadurch in den kultiviertesten und wertvollsten ihrer Vertreter ein vitales Bedürfnis nach Selbstschutz durch Isolierung entwickelte. Sein Garten der Finzi-Contini ist wie ein freiwillig gewähltes Ghetto. Seine Protagonisten – Micòl, Alberto, Ermanno und Olga – sind sensibel und stolz und begegnen vorbeugend einer möglichen Verletzung oder Demütigung durch ein Zurückziehen auf sich selbst oder ein Ausweichen in die Diskussion eines neutralen Themas. Aber das ist ein ästhetisches Verhalten, das der breiten Masse des Leserpublikums nicht ohne weiteres eingängig ist oder beispielhaft erscheint.

Bei einer Auflage von zweihunderttausend ist es aber gerechtfertigt, von einer breiten Publikumswirkung zu sprechen, selbst wenn man berücksichtigt, wieviele Bücher auf Grund von „gelenkten“ Empfehlungen gekauft und verschenkt werden, ohne je wirklich gelesen zu werden. Es könnte natürlich auch einer aufstehen und sagen: „Da das Buch auch als ‚Roman einer Liebe‘ lanciert wurde, kann die Neugier manchen dazu bringen, es zu kaufen, und vielleicht erkennen viele in der Unmöglichkeit sich zu erfüllen, die diese Liebe kennzeichnet, ein Beispiel, das ihre eigene Kommunikations-Unfähigkeit erklärt?“

Gewiß, man könnte noch allerhand mögliche Erklärungen für den Erfolg des Buches herauszupicken suchen. Sie alle aber betreffen doch wohl nur Randerscheinungen. Einleuchtender ist die erste Begründung: das Buch kommt einem menschlichen Bedürfnis nach Realitätsflucht außerordentlich entgegen und hat gleichzeitig die nicht vorgesehene Wirkung, durch ein einziges Beispiel zu beruhigen, was ungezählte andere Beispiele an eventueller Beunruhigung provozierten.

Hansi Kessler